

Romanze in Marseille. Teil 7

Autor(en): **Kilian, Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **59 (1955-1956)**

Heft 24

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-672651>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Romanze in Marseille

Doch Madame Raynaud unterbrach ihn mit ruhiger Stimme: «Nein, Monsieur, bleiben Sie, ich bitte Sie darum! Kommen Sie ins Wohnzimmer und gedulden Sie sich nur ein wenig — auch Ihr Freund.» Sie lächelte Martin aufmunternd zu. «Ich bin Ihnen sehr dankbar, dass Sie mir meinen Gatten gebracht haben, er hat keine guten Tage ...»

Jetzt glaubte Martin zu wissen, weshalb Monsieur Gaston mit der Bewunderung eines ergebenen Sklaven von seiner Frau gesprochen hatte. Sie war noch schön, von einem tiefen Ernst, aber die Macht des Alkohols war stärker geworden als sie.

An einem unbequemen runden Tisch nahmen sie im Wohnzimmer Platz, linkisch und noch immer mit den unbehaglichen Gefühlen. Der Raum wirkte nüchtern, ja armselig, als hätte man alle überflüssigen Möbel vor dem Pfändungsbeamten versteckt. Immerhin war ein grosses Büchergestell mit zahlreichen broschierten Bänden vollgepfropft und über dem Gestell hing ein goldgerahmtes Bild; wahrscheinlich eine Landschaft Camille Corots, mit einer melancholisch wirkenden Baumgruppe und einem Hirtenidyll.

In einer Ecke stand ein gusseiserner Ofen, dem das Rohr fehlte, und auf der andern Seite befand sich ein türkisches Bett mit einer weinroten Decke.

Die Frau näherte sich ihrem Manne, berührte sanft seine Schultern und sagte mit leichtem Vorwurf in der Stimme: «Gaston — deine Gäste!» Und sie lächelte wiederum mit Nachsicht. Martin wunderte sich über das maskenhafte Lächeln, und in den grossen dunklen Augen glaubte er eine tiefe Müdigkeit zu erkennen.

Raynaud schreckte auf, starrte verwirrt um sich, blickte kläglich zu seiner Frau und sagte: «Wo ist Simone?» Die Frau ging zur Tür und rief leise in den Flur: «Simone!»

«Ich möchte Ihnen meine Tochter vorstellen», sagte Raynaud und blickte die beiden verheissungsvoll an. Väterlicher Stolz verklärte sein Ant-

litz, und er blickte sie an, als bekämen sie nun eines der sieben Weltwunder zu Gesicht.

Madame Raynaud ging hinaus. Martin vernahm ein hastiges Flüstern, und gleich darauf erschien zögernd, ja widerstrebend die verheissene Tochter auf der Schwelle. «Oui, Papa?» sagte sie fragend, ihre Stimme war dunkel wie das Organ der Mutter.

Martin starrte betroffen das Mädchen an, und dann trafen sich einen verschwebenden Augenblick lang ihre Augen. Sie war wirklich schön, der Vater hatte sie nicht mit der Blindheit des Erzeugers gepriesen. Ihre grossen Augen waren tiefschwarz und seltsam staunend. Auch das dichte, schwarze Haar, das lockig in den Nacken fiel, war von einem tiefen Schwarz. Die Aehnlichkeit mit der Mutter war verblüffend, aber in dem Mädchen lebte und blühte alles, was der Mutter genommen worden war: Frische und Heiterkeit, Anmut und Grazie, eine bezaubernde Unbefangenheit und die Scheu eines leicht verletzlichen Gemütes. Was bei der Mutter schon verwelkt war, die Haut und der Blick der Augen, der Mund und das Lächeln, begann bei der Tochter wie ein Wunder aufzublühen. Ihre Lippen waren rot und voll, zu Küssen ohne Ende lockend, die Haut von samtweicher Frische.

Ihm war plötzlich, als hätte er Simone schon einmal gesehen, als hätte er ihr Antlitz in einem Traum erblickt oder auch in einem anderen Leben; in einem Traum, der noch immer in ihm lebte, von dem er aber nicht mehr wusste, und in einem Leben, das versunken war wie Vineta in der Flut. Und bald wurde ihm bewusst, dass sein Herz wie ein Hammerwerk schlug.

«Nun, was zögerst du!» rief Raynaud stolz und ein wenig herausfordernd, «schau — bin ich betrunken?» Er rappelte sich hoch, konnte sich aber nur mit Mühe geradehalten und setzte sich sofort wieder. «Komm, Simone, begrüsse meine Gäste — sie werden dich nicht verschlingen. Ich hoffe es wenigstens.» Er lachte plötzlich auf und wandte sich seinen Gästen zu: «Ist sie nicht reizend — mein Herzblatt?»

Martin war aufgesprungen, und auch Frank hatte sich etwas langsamer erhoben, um dem Fräulein Tochter seine Reverenz zu erweisen. Simone errötete, blickte unstedt die Fremdlinge an, dann küsste sie ihren Vater auf die Wange, und der Kuss war wie ein Hauch. Hierauf reichte sie Frank die Hand und schliesslich Martin. Und wieder blickten sich die zwei scheu in die Augen, als fürchteten sie sich zu verraten; sie waren ja noch wie Kinder und etwas Seltsames war mit ihnen geschehen.

Nach dieser Begrüssungszeremonie setzten sich die beiden wieder und Simone eilte aus dem Zimmer, als hätte sie Torturen überwunden.

«Oh, sie ist scheu, meine Tochter!» sagte Raynaud selbstgefällig, und er fügte hinzu: «Ist sie nicht ein Prachtmädchen?» Er lauschte ihren leichten Schritten nach. Seine Verehrung und Liebe war lächerlich und rührend zugleich, aber er war ja auch betrunken und das musste seine Eitelkeit entschuldigen. «Ob sie mich wirklich verabscheut?» wandte er sich flüsternd an Frank, «ich bin ein widerlicher Trunkenbold?» Und kläglich fügte er hinzu: «Das ist doch kein Verbrechen, wenn ich hin und wieder ein Glas trinke! Ich weiss nicht wie das immer kommt ... Liegt es an der Leber? In der Leber soll die Seele zu Hause sein, habe ich einmal gelesen — meine durstige Seele, die Seelenleber hahaha ... Glauben Sie an einen allmächtigen Gott, meine Herren? Glauben Sie, dass er mich zum Säufer bestimmt hat? Glauben Sie, dass Gott Böses mit Gutem vergelten muss oder Gutes mit Bösem?»

Was für Fragen! Die hungrigen und halb beduselten Fremdlinge blickten ihren Gastgeber verblüfft an. Wenn man so überrumpelt gefragt wurde, ob man an einen allmächtigen Gott glaube, musste man doch antworten wie ein Baptist, mit einem überzeugten Ja, oder man hatte zu schweigen. Raynaud forterte keine bestimmte Antwort von ihnen; er liebte Fragen ohne Widerhall. Und er schweifte auch gleich wieder ab. «Was habt ihr beide für eine Ahnung vom Leben!» Das war geradezu beleidigend. Er wandte sich Martin zu, als betrachtete er ihn erst jetzt eingehender. «Sag, Suisse, was weisst du vom Leben, du bist ja noch blutjung? Als ich so alt war wie du, da hatte ich schon Verdun hinter mir — kannst du dir das vorstellen? Aber wozu soll ich das erzählen! Verdun! Warum sind nicht alle wahn-sinnig geworden? Hölderlin ist es geworden, lange vorher ...»

Er verstummte, sass eine Weile in seliger Blödeheit, gedankenverloren und mit hängender Unterlippe, auf einmal gähnte er und blickte seine Zufallskumpane an, ratlos und befremdet. «Ich bin sehr müde, meine Freunde ... Und morgen wird die Sonne wieder aufgehen ... wir sind alle Sklaven mit unsichtbaren Ketten und einer Sklavenmentalität ...» Er flüsterte, damit man ihn draussen nicht hören sollte, und in diesem Augenblick schien er durchaus nüchtern: «Ich trinke vielleicht, weil ich ein Sklave bin, weil ich nicht an Gott glaube — wir Menschen sind doch von unsichtbaren Gittern eingekerkert ... Wir sterben, wenn wir zu leben beginnen ...» Er verstummte jäh. Die Tochter erschien unter der Tür.

Sie trug auf einem Tablett niedliche Tassen und einen Kaffeekrug. Sie stellte das Tablett auf den Tisch, verteilte die Tassen und füllte sie mit dem heissen Gebräu. «Und was sagen Sie jetzt!» rief Raynaud, von neuem auflebend. «Das wird uns gut tun! Kaffee — wie er duftet! Das haben wir damals auch nicht getrunken in Germanien. Mein Gott, die Deutschen — wissen sie denn jetzt, was ein guter Kaffee ist?»

Frank lachte gutmütig und antwortete schlagfertig: «Einen Deutschen kenne ich jedenfalls, der es weiss.»

«Das rettet die Ehre der Nation!» rief Raynaud pathetisch.

Sie ergriffen die Tassen und schlürften kleine Schlücke. Die schwarze Brühe wirkte unmittelbar belebend.

Madame Raynaud erschien mit einer Stange Weissbrot und einer Platte, und die beiden bemerkten mit einem inneren Jubelschrei, dass sie mit köstlichen Dingen befrachtet war; mit Wurstscheiben und Käsebissen, mit Sardinen und Sardellen, mit Oliven und kleinen roten Zwiebeln. Sie hatte diese Köstlichkeiten liebevoll angeordnet. Martin vergass sogar über dem Anblick der Leckereien für eine Weile Simone, die still und zurückhaltend hinter ihrem Vater auf dem Ruhebett sass.

«Excellent!» sagte Raynaud entzückt, doch mit seinem ironischen Unterton, als er die Platte betrachtete. «Wie götig du bist, mein Engel!» wandte er sich bewundernd an seine Frau.

Diese bat die Gäste freundlich lächelnd zuzugreifen.

Raynaud fiel sichtlich in sich zusammen; er kämpfte gegen seine Erschöpfung an, schloss hin und wieder die Augen, öffnete sie sogleich wieder

krampfhaft und drohte endlich vollends einzuschlafen. Dann aber fuhr er wieder auf, schwatzte ungereimtes Zeug, lachte und nötigte seine Gäste, herzlich die Platte zu räumen, tabula rasa zu machen; er selbst kaute nur ein bisschen Brot.

Die zwei liessen sich nicht lange nötigen. Sie brachen von dem weissen Brot und griffen nach den Zutaten mit bewunderswert verhüllter Gier.

Madame Raynaud war wieder hinausgegangen, vermutlich um in der Küche etwas zu besorgen, vielleicht aber auch, weil sie den Anblick ihres Mannes nicht ertrug.

Simone blieb. Wenn sie aufblickte, mussten ihre Augen den Blicken des Schweizers begegnen. Sie lächelte verlegen und senkte die Lider. Und das Spiel wiederholte sich; ihre Augen mussten sich in kurzen Abständen immer wieder finden, und waren ratlos und doch wissend. Ihre Augen sagten sich Dinge, die sie nie gewagt hätte auszusprechen. Und sie hätte ja auch die Worte nicht finden dürfen, nicht finden können.

Und inzwischen lebte Raynaud kurz auf, aber er hatte sich verändert, seine Trunkenheit war nicht mehr dieselbe wie beim dicken François. Er hespöttelte sich mit grimmigem Sarkasmus, verhöhnte seine Gier nach Alkohol, ging auf kein ernsthaftes Wort mehr ein und wechselte unablässig den Gesprächsstoff. Es war geradezu wahnwitzig, sich mit ihm zu unterhalten; man hätte auch mit einem Irren reden können. Günter Frank war nicht zynisch genug, den Mann wie einen Kranken schwatzen zu lassen und sich dafür um so gründlicher an den Leckerbissen und dem guten Brot schadlos zu halten. Er antwortete auf die Frage, die Raynaud gar nicht beantwortet wissen wollte. Er liebte mit seinem rechten Zeigefinger häufiger seine Narbe und wunderte sich. Dieser Mann war ja noch unendlich verlorener als er. Dieser Hinfallige hatte offenbar jeden Halt verloren und die letzten Hoffnungen preisgegeben. Er aber hoffte noch! Er stand am Ufer und wartete auf ein Schiff, das ihn an irgend einer Küste zu neuem Beginn absetzen sollte. Er suchte noch eine Bleibe, eine neue Heimat sogar. Aber dieser Mann da, der wie ein Irrer schwatzte, der Hölderlin zitieren konnte und das Leben eine Hölle nannte, die Hölle aber das Paradies, dieser Mann suchte keine Ueberfahrt mehr.

Simone füllte die Tassen nochmals nach, und als sie an die Seite Martins trat und er zu ihr aufblickte, da eröteten sie beide und ihre Verlegenheit war fast fühlbar oder sie bildeten sich

doch ein, die anderen müssten sie spüren. Freilich, diese wunderbaren, beklemmenden und betörenden Gefühle spielten und webten noch in einer Zone des Ungefährten. Mehrmals ertappten sie sich dabei, wie sie sich heimlich betrachteten — und masslos erstaunten. Und Martin hörte auch kaum mehr, was Raynaud daherredete; er gab sich kaum noch den Anschein von Aufmerksamkeit. Die Gegenwart des Mädchens erfüllte ihn mit fast gewaltsamer Ausschliesslichkeit. Indessen — dies zu leugnen wäre Heuchelei — vergass er auch nicht die feinen leckeren Dinge auf der Platte. Sein Herz war fähig sich für viele Dinge zu entflammen.

Der Teller war bald leer, der Kaffee ausgetrunken und die Stange Brot in den Mägen der Ausgehungerten verschwunden. Die Platte hätte gross wie ein Wagenrad sein dürfen und mit dreifachen Lagen beladen; sie hätten mühelos damit aufgeräumt.

Raynaud war plötzlich verstummt, war wieder in sich zusammengesunken, doch erst nach einer Weile bemerkten sie, dass er diesmal fest eingeschlafen war.

«Er schläft», sagte Frank leise zu dem schweigsamen Mädchen; sie sass hinter dem Schlafenden auf dem Ruhebett und schrak auf. Besorgt neigte sie sich über ihren Vater. «Oui, il dort», sagte sie, «ich will Mama rufen.» Schnell huschte sie aus dem Zimmer.

Frank stand auf und reckte seine Glieder. Dann stellte er leise den Stuhl unter den Tisch. Martin folgte zögernd seinem Beispiel. Frank machte ein Zeichen in der Richtung der Tür und grinste lautlos, indem er sich zufrieden den Bauch streichelte. Auf den Zehen gingen sie aus dem Zimmer. Der Hausherr schlief fest.

Madame Raynaud erschien und hinter ihr Simone.

«Er schläft?» sagte sie mit einem ernsten Lächeln.

Sie nickten mehr betreten als zustimmend.

«Ich dachte mir, dass er bald einschlafen würde. So ist es immer. Seien Sie ihm nicht böse! Sie haben ein schlechtes Bild von meinem Manne erhalten. Er ist gütig — er ist unglücklich, verzeihen Sie ihm!»

«Wir müssen Sie um Verzeihung bitten», antwortete Günter Frank mit seinem schwerfälligen, genauen Französisch. «Wir haben Sie belästigt (Madame Raynaud wollte abwehren) und wir

möchten uns jetzt verabschieden, wenn Sie gestatten, Madame. Wir stehen tief in Ihrer Schuld.» Er neigte sich ein bisschen zackig vor der ernstesten Frau. «Wir stehen tief in Ihrer Schuld», wiederholte er mit echter Herzenswärme. «Sie waren gütig, wir danken Ihnen. Leider können wir uns von Monsieur Raynaud nicht verabschieden. Auch ihm danken wir für seine Gastfreundschaft . . .»

Sie wollte etwas sagen, vermutlich über ihren Mann, doch dann besann sie sich und antwortete nur, dass die Gäste ihres Gatten auch ihre Gäste seien. Sie bedankte sich noch einmal, dass sie sich des Armen, wie sie sich ausdrückte, angenommen hätten.

Hinter der Mutter stand Simone im Halbdunkel des Flurs, und wieder begegneten sich die Augen der jungen Menschen — die dunklen des Mädchens, die hellen des Jünglings, der sich oft so provozierend als Mann fühlte. Fieberhaft arbeiteten die Gedanken in seinem Kopf. Er wollte ihr etwas zuflüstern, ihr ein gutes Wort sagen, ein Kompliment machen oder sie gar leicht berühren. Er brannte lichterloh. Dann geschah das Wunder, auf das er nicht zu hoffen gewagt hatte! Madame Raynaud ersuchte ihre Tochter, die Fremdlinge durch das Treppenhaus hinunter zu geleiten.

Sie reichten sich die Hand. Rätselhaft war diese ernste, noch immer schöne Frau. Rätselhaft war ja eigentlich der ganze Abend. Der sonderbare, redselige Mann mit seinen bitteren, zynischen Selbstanklagen, seinen Uebertreibungen und makabren Spässen, und dann diese Frau mit dem ernstesten maskenhaften Antlitz, dem milden Lächeln, den sanften Bewegungen, diese Frau, die offenbar die Kraft gefunden hatte alles zu verstehen, zu billigen, zu verzeihen, zu erleiden.

Und dann befanden sie sich im spärlich erhellten Treppenhaus. Der Alkohol hatte seine Macht über sie beinahe verloren. Sie hatten Glück gehabt, ein unverschämtes Glück sogar, fand Günter Frank, während er die Treppen hinunter stapfte und Martin und Simone ihm folgten. Das hatte sich wie von selbst ergeben. Sie mussten sich auch nicht verständigen, als sie gleichzeitig langsamer Stufe um Stufe hinter sich liessen und ihnen Frank vorausging, ohne diese geheime Verschwörung zu bemerken. Und bei jedem neuen Treppenabsatz lachten sie sich lautlos an, das Mädchen jetzt freier und nicht ohne Koketterie. — Martin bekloffen, mit Herzschlägen, die ihn beinahe zersprengten.

«Ich muss mit ihr sprechen — nur ein paar Worte», dachte er unablässig. «Ich möchte sie noch ein einziges Mal sehen, nur ein einziges Mal!» Er dachte nicht mehr an den kommenden Tag und dass er kein Geld mehr hatte. Es war ein verwegener, ein anmassender und hartnäckiger Wunsch. Wie in einem Taumel befand er sich, berauscht jetzt von dem dunkelhaarigen Mädchen, das neben ihm die Treppen hinunterschlüpfte, beschwingt und anmutig. Simone! Er war in einer grossen Aufregung, besessen von dem Gedanken, noch ein paar Worte zu sagen, sie noch ein einziges Mal zu sehen. Und noch eine Treppe kam, Günter Frank war schon unten, er hörte seine hallenden Schritte. Jetzt musste er das beklemmende Schweigen brechen, jetzt musste er reden! Doch sie kamen unten in dem langen dunklen Flur an, in dem es nach Schimmel und Feuchtigkeit roch, und er hatte nicht gesprochen. Er war wie gelähmt und die Worte versagten sich ihm.

Frank wandte sich um und reichte Simone seine Hand. Er bedankte sich auch bei ihr sehr artig und mit wohlgesetzten Worten. Martin stand daneben, und blickte die arglos Lächelnde und Verwunderte an. Er kam an die Reihe. Jetzt müsste er reden! Er blickte in ihre Augen, in denen der Schalk blitzte; er spürte ihre kleine, weiche Hand; sie lag in der seinen wie ein flaumiger Vogel. Frank war hinausgegangen; endlich schien er etwas gerochen zu haben. Die Worte, die in seinen Gedanken oft so willig waren, dienten ihm jetzt nur widerstrebend. Aber endlich sagte er: «Ich möchte Sie noch einmal sehen, darf ich?»

Gewiss hatte sie diese oder ähnliche Worte erwartet, erschrak nun aber doch, trat verlegen zurück und entzog ihm die Hand. Leise antwortete sie: «Ich weiss nicht . . .» Sie lachte. «Ich weiss nicht, weshalb?»

«Sie wissen es nicht?» Er trat näher, wurde kecker und wagemutiger. «Doch — Sie wissen es, müssen es erraten haben, weshalb ich Sie sehen möchte, noch einmal!»

«Ich muss hinauf!» wehrte sie ab. «Ihr Freund wartet. . .»

«Wann darf ich Sie noch einmal sehen, nur ein einziges Mal, Mademoiselle Simone!» drängte er ungestüm. «Wo, bitte, und wann?» Wieder fand er nicht die Worte, die er suchte, aber auch in seiner Muttersprache wäre ihm wohl diese Annäherung schwer gefallen.

«Morgen, Simone, wann und wo Sie es wünschen — nur fünf Minuten.» (Fortsetzung folgt)